

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Baptiste Beaulieu, ein junger Arzt, stept leichtfüßig durch die Flure eines Krankenhauses und erlebt dabei die absurdesten und bewegendsten Geschichten. Seine schwerkranke Lieblingspatientin, die Feuervogelfrau, will ihren Sohn ein letztes Mal sehen. Der aber steckt irgendwo auf Island fest. »Solange sie zuhört, ist sie am Leben«, denkt sich Baptiste und beginnt, seine irrwitzigen Geschichten aufzuschreiben. Seine Kollegen tun es ihm gleich und es entsteht ein berührendes Manifest der Menschlichkeit, des Trostes und der Lebensfreude. Baptiste Beaulieu zeigt uns, dass Geschichten uns am Leben halten und auch in den schwersten Momenten Leichtigkeit schenken. Ein Mut-mach-Buch. Lustig und lebensklug.

»Ein großartiges Buch über das Leben. Beaulieu erzählt die drastischsten, tragischsten und absurdesten Geschichten aus dem Klinikalltag, voller Würde, Humor und sprachlicher Kreativität.«
Kristof Magnusson

»Ein Plädoyer für die Menschlichkeit. Lustig, gefühlvoll, tragisch.«
Le Monde

»Eine lebendige, zärtliche, kraftvolle Geschichte.«
Le Figaro Littéraire

Baptiste Beaulieu ist ein 28-jähriger Arzt und Schriftsteller. Seine Erfolgsgeschichte als Autor beginnt mit einem preisgekrönten Blog, in dem er von seinem Alltag in der Notaufnahme berichtet. Es folgt ein fulminantes Romandebüt, das in Frankreich wochenlang unter den TopTen der Bestseller ist.

Weitere Informationen, auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei www.fischerverlage.de

Baptiste Beaulieu

LEBEN
IST NICHT
SCHWER

Roman

Aus dem Französischen

von

Marlene Frucht

FISCHER Taschenbuch



2. Auflage: September 2015

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Mai 2015

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
›Alors voilà. Les 1001 vies des Urgences.«
bei Les éditions fayard, Paris
© Librairie Arthème Fayard, 2013

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-03114-6

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort

• 7 •

TAG 1

All along the watchtower,

Bob Dylan

• 11 •

TAG 2

Back to you,

Revolver

• 62 •

TAG 3

Bye bye Macadam,

Rone

• 112 •

TAG 4

Cause,

Sixto Rodriguez

• 154 •

TAG 5

Que reste-t-il de nos amours?,

Charles Trenet

• 203 •

SECHSTER TAG

Suzanne & Mr. Bojangles,

Nina Simone

• 259 •

SECHSTE NACHT:

Nachtschicht

Wait,

M. 83

• 260 •

TAG 7

Run boy run,

Woodkid

• 317 •

Danksagung

• 345 •

TAG 1

All along the watchtower,
Bob Dylan

7 UHR, AUF EINEM FLUR DER NOTAUFNAHME.

Ich hasse es, wenn mein Tag mit einem Selbstmordversuch beginnt.

Frau Dido hat aus einer Schachtel 14, aus einer weiteren 9 und aus einer dritten Schachtel 8 Tabletten geschluckt.

Zwei Tage später ist sie wieder aufgewacht und hatte einen Riesenkater. Ihre Schwester hat sie geohrfeigt und den Notarzt gerufen.

Die ersten Testergebnisse bestätigen: Sie wird weiterleben. Mit stark geschädigter Leber und gegen ihren Willen, aber sie wird weiterleben.

Sie ist in ihrer Box, weint und starrt die weiße Wand an. Was sie dort sieht, ist mir schleierhaft, aber ihr Blick hängt daran wie ein nagelneuer Klettverschluss.

Ich betrete den Raum:

»Ich hab's vermässelt«, sagt sie zur Begrüßung.

Ich erkläre ihr, dass das Gegenteil der Fall ist, denn sie ist am Leben.

»Sie verstehen das nicht.«

»Das stimmt, ich verstehe es nicht, aber ich kann Ihnen eine Geschichte erzählen.«

Da ich von der gestrigen Party noch etwas mitgenommen bin, ziehe ich mir einen Stuhl heran und stütze mich auf die Patientenliege, als wäre es der Tresen einer Kneipe mit dem Namen: *Café Maxence*, *Café zur letzten Chance*.

Und dann erzähle ich ihr *die eine* Geschichte, die große, die schöne Geschichte, die ich jedes Mal hervorkrame, wenn mein Weg als Arzt den Weg eines Selbstmordkandidaten kreuzt.

»Vor einiger Zeit habe ich ein Praktikum bei einem Allgemeinarzt gemacht. Doktor Krake. Ein schrecklicher Mensch, Sie würden ihn verabscheuungswürdig finden. Da kommt Herr Lazarus zu uns in die Sprechstunde, er sitzt im Rollstuhl. Sein Gefährt ist zu breit für die Eingangstür, also nimmt er den Hintereingang. Eine Routineuntersuchung, wir ziehen ihn aus. Sein linker Arm ist mit dem Oberkörper verwachsen. Er kann die Beine nicht mehr ausstrecken, durch das Narbengewebe an den Oberschenkeln werden sie in einer angewinkelten Position gehalten, die fürchterlich aussieht. Sein Körper ist ein von Narben entstelltes Schlachtfeld. Er sieht völlig verbogen aus, übersät mit vernarbten Brandwunden dritten Grades. Ich muss an das Bild einer geschmolzenen Kerze denken. Kein Teil ist vom Feuer verschont geblieben, am wenigsten der Docht: Sein Gesicht scheint zu zerfließen, die rechte Wange sieht aus wie hinunter-

tropfendes Wachs. Aber sein verstümmelter Mund lächelt dennoch die ganze Zeit über. Er erzählt von seinen Plänen, von seinen jüngsten Reisen, von seiner neuen Freundin, die schwanger ist. Sie bekommen ihr erstes Kind. Er freut sich wie verrückt darauf, Eimer mit blauer oder rosa Farbe zu kaufen. Rosa wäre ihm lieber, aber ein kleiner Junge wäre auch ein wundervolles Geschenk.

Ich schaue mir diesen vom Feuer gezeichneten Mann an. Ich sehe ihm zu, wie er sein Leben lebt, voller Begeisterung und Freude. Ich verstehe es nicht. Ich muss irgendetwas übersehen haben. Dann geht der Patient wieder. Der gute Doktor Krake dreht sich zu mir um:

›Jetzt rate mal, wie er sich *das* zugezogen hat!‹

Das: Eine starke Untertreibung, um die Verwandlung eines gesunden Körpers in einen Lavastrom zu beschreiben.

›Das war vor vier Jahren. Er hat Benzin in den Innenraum seines Autos geschüttet und ist gegen eine Mauer gefahren. Er wollte sterben.«‹

Frau Dido hört mir zu.

»Als ich diesen Mann sah, war er glücklich.«

Ich lasse diesen einen Satz im Raum stehen, ohne noch etwas hinzuzufügen. Ich ziehe meinen Ellenbogen vom Tresen und gehe, ohne zu zahlen. Ich schiebe meinen Hocker zurück, verlasse das *Café Maxence*, *Café zur letzten Chance*, und lasse an der Stelle, wo ich eben noch gesessen habe, eine Kellnerin mit großen, traurigen Augen zurück.

Ich habe zwar nicht viel im Leben, aber dafür habe ich ein paar Geschichten. Mir begegnen Menschen, die im Bett liegen oder im Rollstuhl sitzen, Leben, die meiner Menschlichkeit Fragen stellen. Und weil ich kein Egoist bin, teile ich diese Fragen mit anderen Patienten. Ich nehme die einzelnen Geschichten und Schicksale und verstricke sie miteinander.

KURZ VOR 8, IM FAHRSTUHL.

Ich mache einen kurzen Abstecher in den fünften Stock, um die Patientin zu besuchen, die auf Zimmer 7 liegt.

Ich streiche glättend über meine zerknitterten Klammotten. Im Krankenhaus trage ich unter meinem Kittel rote Karohemden, wie ein kanadischer Holzfäller. Auf meiner Nase sitzt eine Brille mit schwarzem Rahmen. Ich lasse meinen hellblonden Schnurrbart stehen und meine Stimme gern ein wenig tiefer klingen. So wirke ich eher wie ein Papa und weniger wie ein Junge. Das flößt den Patienten Vertrauen ein.

Das Gefühl, von einem richtigen Arzt behandelt zu werden, macht bereits fünfzig Prozent der Heilung aus. Das ist der Placeboeffekt des Arztes. Da ich mir meiner Fähigkeiten noch nicht so sicher, zum Ausgleich dafür aber nicht ganz blöd bin, *verplaceboe* ich meine Patienten mit meinem Auftreten als *alter Medizinprofessor in spe*.

Das ist meine Strategie, um die Schwäche meiner Jugend auszugleichen: Großvaterhemden, schwarze Plas-

tikbrille, die Uncle-Ben's-Stimme und mein strohgelber Bart (eine schöne Mähne, mit der ich aussehe wie eine erstaunte Katze). Stellen Sie sich einen Löwen vor, ziehen Sie ihm ein rot-grün kariertes Hemd über, und denken Sie sich dann noch Samtpfoten dazu, die durch die Flure steppen. Unter dem Fell müssen Sie sich ein paar sichtbare Äderchen vorstellen – meine Mutter ist Schottin, das hat seine Spuren hinterlassen. Meine Haut kann nicht lügen.

Übrigens sind meine Geschichten alle wahr.

8 UHR, OBEN, VOR ZIMMER 7.

Die Pflegehelferin kommt auf mich zu und teilt mir mit, dass die graue Hautfarbe der Patientin ihr bekannt vorkommt:

»Das ist der nahende Tod, es wird nicht mehr lange dauern.«

Ich beschließe, dass sie sich irrt.

»Du bist noch zu jung«, erwidert sie.

Die Pflegerin heißt Felicitas. Sie hängt den Patienten Steine um den Hals. Aventurin, wenn es um Hautprobleme geht, brasilianischen Achat bei Verstopfung. Sie glaubt daran; manche von den Patienten auch.

Felicitas sieht mich oft in Zimmer 7 hineingehen oder es wieder verlassen ...

Gestern hat sie mir einen Topas mitgebracht:

»Gegen deinen Kummer.«

»Eigentlich geht's mir im Moment ganz gut.«

Sie weiß, wie sehr ich an der Patientin hänge.

Dann hat sie fest meine Schulter gerubbelt, wie sie es immer tut, wenn sie jemanden trösten will, den sie mag.

»Im Moment vielleicht. Aber der Tod kommt, und dann wirst du sie nicht mehr besuchen können.«

Ich betrete Zimmer 7, während Felicitas das von Herrn Theodoro betritt, um seinen Darm zu massieren. Jeden Morgen und jeden Abend massiert sie ihm fünfzehn Minuten lang den Darm. Das tut sie in ihrer Freizeit. Sie fängt deshalb früher an und bleibt abends länger. Niemand hat das von ihr verlangt, aber sie tut es trotzdem.

Herr Theodoro leidet an der Pott'schen Krankheit (und dann hat der Spaßvogel auch noch einen draufgesetzt und multiresistente Staphylokokken hinzugefügt ...). Er muss neun Monate lang liegen und darf AUF GAR KEINEN FALL aufstehen, denn sonst würde seine Wirbelsäule entzweibrechen wie ein Zahnstocher. Es würde KRACK machen, und er würde seine Beine nie wieder bewegen können.

Felicitas massiert ihm den Darm im Uhrzeigersinn, wie man es bei Babys macht, sanft und geduldig.

Wenn jemand so lange liegen muss, wird es praktisch unmöglich, dass er einen normalen Stuhlgang hat. Man könnte Abführmittel einsetzen, aber nein: Dank Felicitas' großzügiger Massage hat Herr Theodoro normalen Stuhlgang.

Theodoro ist ein Wort griechischen Ursprungs. Es bedeutet *Geschenk Gottes*. Bei solch einem Namen war es unausweichlich, dass er Felicitas begegnet ist: Sie ist ein Geschenk vom Kleinen-Gott-der-Leute-die-nicht-aufstehen-dürfen an Herrn Theodoro.

Als er sie seiner Familie vorstellte, sagte er lachend:

»Das ist sie, die Frau, von der ich euch erzählt habe. Und wisst ihr was? Noch nie habe ich eine Frau SO SEHR geliebt, die SO VIEL Scheiße aus mir rausgeholt hat!«

Felicitas wurde rot, an Komplimente ist sie nicht gewöhnt! Dabei hätte sie welche verdient. Wenigstens jeden Morgen und jeden Abend, fünfzehn Minuten lang.

Felicitas ist vierzig Jahre alt. Pflegehelferin auf der Palliativstation ist sie schon seit Tausenden von Jahren. Wenn Gäste zum Essen kommen und einer von ihnen anfängt, sich über den öffentlichen Dienst aufzuregen, dann erzähle ich immer gerne von Felicitas. Ein guter Grund, seine Steuern zu zahlen.

Felicitas hat eine unerschöpfliche Energie, und sie sieht stets das Gute in jedem Menschen. In meinen Augen ist das eine unauffällige und umwerfende Art von Mut. Sie tritt allem, dem Leben, der Krankheit und dem Tod, mit demselben Schwung entgegen. Wenn sie ihren Wagen durch die Gänge schiebt, gehen hinter ihr ein Warzenschwein und ein Erdmännchen und singen *Hakuna Matata*.

»Habe ich dir eigentlich schon mal erzählt, dass ich einmal eine Milliardärin gepflegt habe?«

Ja, aber ich flunkere, weil ich solche Geschichten liebe, und diese ganz besonders.

»Nein. Noch nie.«

»Meine Milliardärin hieß Emilie.«

Emilie lebte seit 45 Jahren in Heimen. In den Augen unseres aktuellen Systems war sie – nichts. Sie steuerte keinen *Reichtum* bei, stellte keine materiellen Güter her, trug nicht zum Wachstum des Bruttoinlandsproduktes bei. Sauerstoffmangel bei der Geburt. Sie war 45 Jahre alt, 45 Jahre eines *nichtigen* Lebens.

Emilie sabberte. Sie wurde an- und ausgezogen. Sie konnte ein paar Wörter. Wenn man sie vor den Fernseher schob, verstand sie nicht, wie es vor sich ging, dass die Menschen hinter dem kleinen Fenster so schnell auftauchten und wieder verschwanden.

Felicitas hatte zu der Zeit ein Geheimnis: Sie war in der achten Woche schwanger. Niemand wusste davon. Aus Vorsicht wollte sie abwarten, bis 3 Monate um waren.

Eines Tages fiel Emilie in der Dusche hin: »Ich bücke mich, um ihr aufzuhelfen. Sie schlingt die Arme um meine Hüfte, presst ihr Ohr auf meinen Bauch und ruft dann mit einem strahlenden Lächeln: ›Felicitas! Da ist ja ein Baby in deinem Bauch!‹«

Die Pflegehelferin beendet ihre Geschichte mit den Worten:

»Ich weiß überhaupt nicht, was das Wort *Reichtum* bedeuten soll.«

Aber eines weiß sie genau: Sie hat einmal eine Milliardärin gepflegt.

Ich schreibe die Geschichte in mein Heft, damit ich sie nicht vergesse.

KURZ VOR 9 UHR, OBEN.

Ein kleiner Raum. Zimmer 7. Die Patientin ist allein. Sie hat keine Angehörigen, bis auf einen Sohn, bei dem man nie weiß, in welchem Flugzeug oder an welchem Flughafen er jetzt wieder steckt.

Neben ihrem Bett, auf dem Nachttischchen, eine laut tickende Uhr. »Damit ich weiß, wie spät es ist«, sagt sie. Aber das Zifferblatt zeigt zum Fenster.

Es gibt einen roten Bilderrahmen mit zwei Fotos. Eine Aufnahme zeigt einen jungen Mann im weißen Kittel. Auf der anderen sieht man die Patientin an einem Strand stehen, sie hält ein braunhaariges Kind im Arm, das eine Muschelkette trägt. Dahinter zwei riesige Türme.

Es ist derselbe Junge. Einmal als Kind, einmal als junger Mann.

An einem Tropf hängt ein Infusionsbeutel: Die Schlange aus Plastik sondert ihr Gift ab. Sie ist mehrmals in sich gedreht, scheint sich in den Schwanz zu beißen, aber dann schlängelt sie sich weiter bis in die dicke, violette Vene an ihrem linken Arm.

Die Wände des Zimmers sind gelb angemalt, im Gegensatz zu denen in der Notaufnahme, die grau sind, als

hätte man sie mit Blei bestrichen. Hier ist es sanft und golden. Umso besser.

Als ich zur Tür hereinkomme, wettet die Patientin:

»Der Schnee ist schon seit Tagen weggeschmolzen! Das Leben ist absurd: Hier werden die Straßen wieder frei, und woanders sitzt Thomas fest.«

»Wo ist er denn?«

»Ich weiß es nicht! Der ist ja immer auf dem ganzen Erdball unterwegs, dauernd im Flugzeug. Zuletzt war er in Reykjavík und wollte nach New York.«

Sie ballt die Fäuste so fest, dass die Gelenke ganz weiß werden. Ihre Arme enden in zwei harten Rebstöcken.

»Er macht ein Praktikum in einem Krankenhaus auf Island. Das größte Krankenhaus des Landes. Auf der Station für Geburtshilfe. Island ... was für eine Idee! Bei uns kann man auch sehr gut entbinden.«

Sie zeigt auf den Fernseher und schleudert die Fernbedienung aufs Bett:

Ein Vulkan mit einem unaussprechlichen Namen ist erwacht. Er stößt so viel Rauch aus, dass die Flugzeuge am Boden bleiben müssen. Lächerlich.

Ich schaue sie an, während sie schimpft. Etwa Mitte fünfzig, sehr helle, grüne Augen, eine Himmelfahrtsnase, ein großzügiger Mund, breit wie ein 16-Zoll-Fernseh Bildschirm. Die Farbe ihrer Haare lässt sich nicht erraten, weil sie keine mehr hat. Bevor sie ihr ausgefallen sind, waren sie rot; das ist der Grund, weshalb ich sie

die ›Feuervogelfrau‹ nenne. Sie will keine Perücke tragen.

»Wie lange wird es dauern, bis die Flugzeuge wieder starten können?«

»Solange der Vulkan spuckt, hebt kein Flieger ab.«

Sie hat große Angst und macht daraus keinen Hehl. Wenn ihr Sohn nicht da ist, wenn ... Wenn sie ihn vorher nicht mehr sieht ...

»Spuckt der lange, so ein Vulkan?«

Ich bin kein Vulkanologe, sondern Assistenzarzt. Ich wärme mich für einen Langstreckenlauf auf:

– auf Bahn 1: der entfesselte Vulkan;

– auf Bahn 2: der Tod, der mit seiner Peitsche auf die Flanken seines Reittiers schlägt;

– auf Bahn 3: der Assistenzarzt, der mit dem Vulkan und dem Tod Walzer tanzt. Er hat seinen Atem, sein Stethoskop, seine Geschichten. Es gibt keinen Sultan und auch keine Scheherazade: nur den Tod, einen Assistenzarzt und eine Patientin, die auf ihren Sohn wartet.

Diese Gleichung zu lösen ist nicht schwer: Ich werde reden, bis die Flugzeuge wieder abheben, bis ihr Sohn zurückkommt. Die Patientin wird mir zuhören. Solange sie zuhört, ist sie am Leben.

Ich habe einen langen Atem.

Lasset uns also erzählen!

Bis der Krater trocken ist, bis die versperrten Wege auf der Erde und in der Luft wieder passierbar sind.

Lasset uns erzählen!

Lasst uns ihr Leben verlängern, indem wir ihr von den Leben der anderen erzählen.

Von jenen, die liegen, und jenen, die ihnen wieder aufhelfen.